

Was bedeutet mir das Täufergedenken 2025?

Aus Perspektive der Beteiligten betrachtet, war das, was da am 21. Januar 1525 in Zürich passierte, eigentlich ein Ausdruck des Scheiterns. Gescheitert war Huldrych Zwingli, der gehofft hatte, den Kreis um Konrad Grebel und Felix Mantz durch Gespräche und Disputationen doch noch von seiner Sicht der Dinge überzeugen zu können. Gescheitert war der Zürcher Rat, der gehofft hatte, durch eine Mischung von Drohungen und Entgegenkommen die aufkommende Täuferbewegung im Keim zu ersticken. Gescheitert waren aber auch Grebel, Mantz und ihre Freunde, die gehofft hatten, die Zürcher und nicht zuletzt auch Zwingli von ihrer Sicht der Dinge zu überzeugen. Und dieses dreifache Scheitern bedeutete auch das Scheitern der grossen Vision der einen Gemeinde von Zürich, die in Aufnahme von Motiven des Alten Testaments als heiliges Volk ein christliches Gemeinwesen unter Gottes Wort bilden würde.

Die Erinnerung an dieses Scheitern verbindet sich untrennbar mit dem Jahr 1525 – und damit auch mit einer Geschichte der Polemik, der Verfolgung, der Schuldzuweisungen. Es ist deswegen gut, dass von einem Täufer-«Gedenken» 2025 die Rede ist und nicht von einem «Jubiläum». Denn Grund zum Jubeln gab es damals und in den 500 Jahren, die seither vergangen sind, nicht sonderlich häufig. Die Forschungsgeschichte spiegelt das wieder. Seit mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert die wissenschaftliche Erforschung des Täuferturns, im englischsprachigen Bereich als «Anabaptist Studies» bekannt, aufkam, dauerte es lange, bis diese Forschungsarbeit frei von ideologischen Hemmnissen erfolgen konnte. Die einen suchten nachzuweisen, dass Zwingli und die anderen staatskirchlichen Reformatoren Recht hatten, wenn sie den Täufern Sektierertum und staatsgefährdende Aktivitäten vorwarfen – die anderen arbeiteten an der Meistererzählung von den friedlichen Täufern, die viel mehr als ihre Verfolger Vorboten der Moderne mit ihrer individualisierten Religions- und Gewissensfreiheit gewesen seien.

2025 ist für mich als Reformationshistoriker eine gute Gelegenheit, dankbar zu sein dafür, dass wir inzwischen weiter sind. Die Erforschung des Täuferturns muss nicht mehr nachweisen, wer vor 500 Jahren «Recht hatte», sondern sie darf sich auf das konzentrieren, worum es historischer und auch kirchenhistorischer Arbeit eigentlich gehen sollte: «forschend zu verstehen», wie es einmal im 19. Jahrhundert der Historiker Gustav Droysen formuliert hat. Nicht darum geht es, wer 1525 im Recht

war, sondern darum, dass wir die Zeugnisse dieser Zeit erforschen und anhand dieser Quellen zu verstehen versuchen, worum es den Menschen damals ging. Und beides hat in den zurückliegenden Jahren und Jahrzehnten große Fortschritte gemacht. Die Erschließung der Quellen ist im Bereich der Schweiz engagiert betrieben worden – 2025 werden in zwei dicken Bänden mehrere Tausend bislang unbeachtete Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz von etwa 1530 bis 1636 wissenschaftlich aufbereitet erscheinen. Da gibt es viel zu entdecken! Fortschritte gemacht hat aber auch der Umgang mit den Quellen, die uns schon bekannt waren: Durch die Aufnahme von Impulsen unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen haben wir inzwischen ein viel differenzierteres Bild davon, wie vielfältig und vielstimmig schon die ersten Täufergemeinden waren. Das Täufertum lässt sich nicht auf einen einfachen Nenner bringen, sondern es muss immer wieder neu entdeckt werden – das macht Lust, weiterzuforschen!

2025 ist schließlich aber auch eine gute Gelegenheit, darüber nachzudenken, wie ein jeder von uns mit «abweichenden» Meinungen umgeht. 1525 scheiterte das Ideal der religiös homogenen Stadtgemeinschaft in Zürich – die Zeitgenossen damals konnten von ihren eigenen Voraussetzungen her darauf nur mit Unverständnis reagieren, denn religiöse Einheit war für sie selbstverständliche Voraussetzung eines friedlichen, prosperierenden und sicheren Gemeinwesens. Wer meint, darüber in postmoderner Überlegenheit die Nase rümpfen zu können, der möge sich selbst einmal fragen: Vertrage ich selbst es eigentlich, wenn Menschen in meinem unmittelbaren Umfeld zu Dingen, die mir heilig sind, eine ganz andere Meinung vertreten? Wie gehen wir als Gesellschaft mit Personen und Personengruppen um, von denen wir befürchten, dass sie das in Frage stellen, was wir als Fundament unseres Zusammenlebens ansehen? Gelingt es mir eigentlich selber, mit den Vertretern anderer Standpunkte in einen echten Dialog zu treten – oder bleibe ich lieber in meiner «Filterblase», die mir spiegelt, dass ich Recht habe?

Die Erinnerung ans Jahr 1525 ist für mich also ein Ansporn – ein Ansporn dazu, weiter zu erforschen, was vor 500 Jahren geschehen ist und worum es den Beteiligten damals ging – aber auch ein Ansporn dazu, mich selbst im Lichte der Geschichte kritisch zu hinterfragen.

Prof. Dr. theol. Tobias Jammerthal lehrt Kirchen- und Theologiegeschichte (von der Reformationszeit bis zur Gegenwart) an der Universität Zürich.